

Stuart Hall

**Ideologie
Identität
Repräsentation**

Ausgewählte Schriften 4

Herausgegeben von Juha Koivisto
und Andreas Merckens



Argument Verlag

Kodieren/Dekodieren¹

Die Massenkommunikationsforschung hat den Kommunikationsprozess traditionellerweise als Kreislauf oder Schleife konzeptualisiert. Aufgrund seiner Linearität – Sender/Nachricht/Empfänger – seiner Ausrichtung auf die Ebene des Nachrichtenaustauschs und des Fehlens seiner strukturellen Verbindung der unterschiedlichen Momente als einer komplexen Beziehungsstruktur ist dieses Modell häufig kritisiert worden. Doch ist es denkbar und auch sinnvoll, diesen Prozess als eine Struktur aufzufassen, die durch die Artikulation miteinander verbundener aber eigenständiger Momente produziert und aufrechterhalten wird: Produktion, Zirkulation, Distribution/Konsum, Reproduktion. Dies hieße, den Prozess als »komplexe, dominante Struktur« zu verstehen, die durch die Artikulation miteinander verbundener Praktiken entsteht, von denen jede in ihrer Unverwechselbarkeit erhalten bleibt und ihre spezifische Modalität, ihre eigenen Existenzformen und -bedingungen hat. Dieser zweite Ansatz, der dem entspricht, welcher das Skelett der Güterproduktion bildet, das Marx in den Grundrissen und im Kapital entwirft, verfügt außerdem über den Vorteil, klarer herauszuarbeiten, wie ein kontinuierlicher Kreislauf – Produktions-Distribution-Produktion – durch einen Austausch zwischen Formen² aufrechterhalten werden kann. Außerdem hebt er die Spezifität der Formen hervor, in denen das Produkt dieses Prozesses zu jedem Zeitpunkt »erscheint« und somit auch, was die diskursive »Produktion« von anderen Produktionsarten in unserer Gesellschaft in den modernen Mediensystemen unterscheidet.

Der »Gegenstand« dieser Praktiken sind Bedeutungen und Nachrichten in Gestalt besonderer Zeichenträger, die wie jede Kommunikations- oder Sprachform mittels Codeoperationen im Rahmen der syntagmatischen Kette eines Diskurses organisiert sind. Die Apparate, Produktionsverhältnisse und -praktiken treten so in einem bestimmten Moment (dem Moment der »Produktion/Zirkulation«) in Form von symbolischen Trägern auf, die gemäß dem Regelwerk der »Sprache« gebildet werden. In dieser diskursiven Form findet die Zirkulation des »Produktes« statt. Mithin erfordert der Prozess am Produktionsende seine materiellen Instrumente – seine »Mittel« – ebenso wie seine eigenen gesellschaftlichen (Produktions-)Beziehungen – die Organisation und Kombination von Praktiken innerhalb der Medienapparate. Doch es handelt sich um die diskursive Form, in der die Zirkulation des Produktes stattfindet, ebenso wie dessen Distribution an verschiedene Öffentlichkeiten. Sobald dies geschehen ist, muss der Diskurs über-

setzt, in gesellschaftliche Praktiken umgewandelt werden, wenn der Kreis vollständig und effektiv geschlossen werden soll. Wenn es keine »Bedeutung« gibt, kann es keine »Aufnahme« geben. Wenn sich die Bedeutung nicht in der Praxis artikuliert, zeigt sie keine Wirkung. Das Besondere an diesem Ansatz besteht darin, dass, während jeder einzelne Moment in der Verbindung für den Kreislauf als Ganzes notwendig ist, keiner dieser Momente den darauffolgenden, mit dem er verbunden wird, vollständig gewährleisten kann. Da jeder einzelne dieser Momente seine eigene Modalität und seine spezifischen Existenzbedingungen hat, kann jeder von ihnen eine eigene Bruchstelle oder Störung des Austauschs konstituieren, von dessen Kontinuität wiederum das Fließen effektiver Produktion (d.h. Reproduktion) abhängt.

Wenn wir unsere Forschung »nicht nur entlang von Inhaltsanalysen ausrichten« (Halloran 1973) und sie dadurch beschränken wollen, gilt es zu berücksichtigen, dass die diskursive Form der Nachricht (aus der Perspektive der Zirkulation her betrachtet) eine privilegierte Position im kommunikativen Austausch einnimmt und dass die Momente des »Kodierens« und »Dekodierens«, obwohl nur »relativ autonom« in Relation zum kommunikativen Prozess als einem Ganzen, determinierte Momente sind.

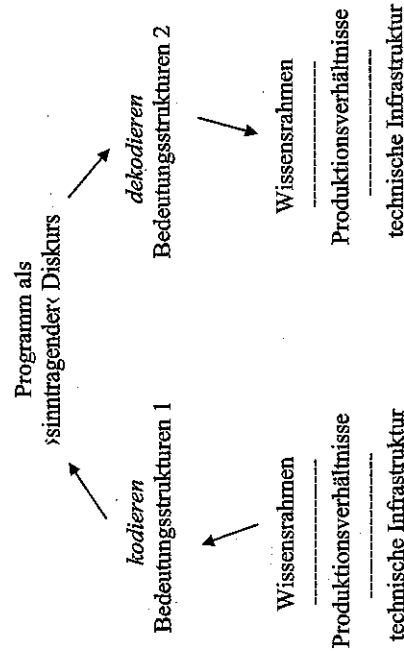
Ein »nacktes« historisches Ereignis etwa kann als solches nicht von einem Fernsehnachrichtensender übertragen werden. Ereignisse können lediglich im Rahmen der audio-visuellen Konventionen des televisuellen Diskurses bezeichnet werden. In dem Moment, in dem ein Ereignis unter dem Vorzeichen des Diskurses steht, ist es sämtlichen komplexen formalen »Regeln«, vermöge deren Sprache bezeichnet und Bedeutung erzeugt wird, unterworfen. Um es paradox auszudrücken: Zuerst muss das Ereignis zu einer Geschichte werden, bevor es zum kommunikativen Ereignis werden kann. In diesem Augenblick dominieren die formalen Begleitregeln des Diskurses, ohne natürlich das so bezeichnete Ereignis in den Schatten zu stellen, oder die gesellschaftlichen Verhältnisse unter denen die Regeln greifen, bzw. die sozialen und politischen Folgen des Ereignisses, das auf diese Art und Weise benannt worden ist, außer acht zu lassen. Die »Nachrichtenform« ist die notwendige »Erscheinungsform« des Ereignisses in dessen Umwandlung von der Quelle zum Empfänger. Somit ist die Transponierung in die und aus der »Nachrichtenform« (bzw. der Modus des symbolischen Austausches) kein nebensächlicher »Moment«, den wir je nach Gefallen berücksichtigen oder ignorieren können. Die »Nachrichtenform« ist ein determinierendes Moment; obwohl es auf einer anderen Ebene nur aus den Oberflächenbewegungen des Kommunikationssystems besteht und es in einem weiteren Stadium erfordert, in die gesellschaftlichen Be-

ziehungen des gesamten Kommunikationsprozesses integriert zu werden, von dem es selbst nur einen Teil bildet.

Von dieser allgemeinen Perspektive ausgehend, können wir den Kommunikationsprozess des Fernsehens wie folgt charakterisieren. Die institutionellen Strukturen des Rundfunks mit ihren Produktionspraktiken und Sendeanstalten, ihren Beziehungen und technischen Infrastrukturen sind notwendig, um ein Programm zu produzieren. Um bei der Analogie Kapital zu bleiben, stellt dies den ›Arbeitsprozess‹ in diskursiver Form dar. Hier konstruiert die Produktion die Nachricht. In gewissem Sinne beginnt der Kreislauf an diesem Punkt. Selbstverständlich vollzieht sich der Produktionsprozess nicht ohne seinen ›diskursiven‹ Aspekt – auch er wird durchgängig von Bedeutungen und Vorstellungen gerahmt: vom angewandten Wissen aus den Produktionsroutinen, von historisch bestimmten technischen Fertigkeiten, professionellen Ideologien, von institutionellem Wissen, Definitionen und Annahmen, von den Einschätzungen des Publikums etc., die den Aufbau des Programms strukturell mitbestimmen. Dennoch bilden die Produktionsstrukturen des Fernsehens kein geschlossenes System, obwohl der televisuelle Diskurs in ihnen seinen Ursprung hat. Sie entwerfen Themen und deren Behandlung, Agenda, Ereignisse, Personal, Vorstellungen vom Publikum, bringen ›Einschätzungen der Situation‹ aus anderen Quellen und diskursiven Formationen innerhalb der breiteren sozio-kulturellen und politischen Struktur, von der sie selbst ein differenzierter Bestandteil sind. Philip Elliott hat diesen Punkt in seiner Auseinandersetzung mit der Frage, wie das Publikum sowohl ›Quelle‹ als auch ›Empfänger‹ der Fernsehnachricht sein kann, eher traditionell bearbeitet. Damit sind – um es mit Marx auszudrücken – Zirkulation und Rezeption tatsächlich ›Momente‹ des Produktionsprozesses im Fernsehen und werden mittels einer Vielzahl verzerrter und strukturierter ›Feedbacks‹ in den Produktionsprozess selbst eingebaut. Der Konsum, bzw. die Rezeption der Fernsehnachricht ist mithin also selbst ein ›Moment‹ des Produktionsprozesses im weiteren Sinne, obwohl Letzterer das vorherrschende Element darstellt, weil er der Ausgangspunkt für die Realisation der Nachricht ist. Folglich sind Produktion und Rezeption der Fernsehnachricht nicht identische, sondern miteinander verbundene Aspekte: Sie sind unterscheidbare Momente innerhalb jener Totalität, die durch die gesellschaftlichen Beziehungen des umfassenden kommunikativen Prozesses insgesamt gebildet wird.

An einem bestimmten Punkt jedoch müssen die Sendestrukturen kodierte Nachrichten in Form eines sinntragenden Diskurses hervorbringen. Die Produktionsverhältnisse müssen dem diskursiven Regelwerk der Sprache unterstellt werden, damit ihr Produkt ›realisiert‹ werden kann. Dies wieder-

um initiiert ein weiteres unterscheidbares Moment, in dem die formalen Regeln von Diskurs und Sprache dominieren. Bevor diese Nachricht also einen ›Effekt‹ (wie auch immer definiert) haben kann, ein ›Bedürfnis‹ befriedigen oder einen ›Nutzen‹ bringen kann, muss sie zunächst als ein sinntragender Diskurs angenommen und entsprechend dekodiert werden. Es ist diese Reihe von dekodierten Bedeutungen, die ›eine Wirkung haben‹, die beeinflussen, unterhalten, instruieren oder überzeugen, und das mit äußerst komplexen, die Wahrnehmung und das Verhalten betreffenden kognitiven, emotionalen oder ideologischen Konsequenzen. In einem ›determinierten‹ Moment bedient sich die Struktur eines Codes und bringt eine ›Nachricht‹ hervor: In einem anderen determinierten Moment hält die ›Nachricht‹, vermittelt ihrer Dekodierung, Einzug in die Struktur gesellschaftlicher Praktiken. Spätestens an diesem Punkt wird deutlich, dass dieser Wiedereintritt in die Rezeptions- und Nutzungspraktiken der Zuschauer sich nicht auf der Basis bloßer Verhaltensbeschreibungen erklären lässt. Die typischen Prozesse, die in er positivistischen Forschung an isolierten Elementen festgemacht werden – Wirkungen, Nutzen, ›Gratifikationen‹ – werden selbst wiederum von Verständnisstrukturen vorgegeben, die von den jeweiligen sozialen und ökonomischen Verhältnissen mitproduziert werden, und deren ›Realisation‹ am Rezeptionsende der Kette die entsprechende Form verleihen. Darüber hinaus ermöglichen sie es den im Diskurs ausgewiesenen Bedeutungen in die Praxis oder ins Bewusstsein übergeleitet zu werden (um gesellschaftlichen Gebrauchswert bzw. politische Wirksamkeit zu erlangen).



Natürlich mag das, was wir im Diagramm Bedeutungsstrukturen 1 und Bedeutungsstrukturen 2 genannt haben, nicht das Gleiche sein. Sie bilden keine »unmittelbare Identität«. Die Codes der Kodierungs- und Dekodierungsprozesse müssen nicht vollkommen symmetrisch sein. Die Grade der Symmetrie – d. h., die Grade des »Verstehens« und »Missverstehens« im kommunikativen Austausch – hängen wiederum von den Graden der Symmetrie/Asymmetrie (Äquivalenzverhältnisse) ab, die zwischen den Positionen der »Personifizierungen« Kodierender-Produzent und Dekodierender-Empfänger etabliert werden. Doch dies wiederum hängt von den Graden der Identität/Nicht-Identität zwischen den Codes ab, die vollständig oder fehlerhaft das übertragen, unterbrechen oder systematisch verzerren, was »gesendet« worden ist. Die Passgenauigkeit zwischen den Codes hängt in erheblichem Maße mit den strukturellen Unterschieden im Verhältnis und der Position zwischen Rundfunkbetreibern und Publikum zusammen. Doch hat es auch etwas mit der Asymmetrie zwischen den Codes auf der Sender- sowie der Empfängerseite im Augenblick der Transformation in die diskursive Form zu tun. Was als »Verzerrungen« und »Missverständnisse« bezeichnet wird, erwächst aus genau dieser fehlenden Äquivalenz zwischen den beiden Seiten des kommunikativen Austausches. Noch einmal: Das macht die »relative Autonomie«, aber auch das »Determiniertsein« der Nachricht bei ihrem Ein- und Austritt in den diskursiven Momenten aus.

Die Anwendung dieses rudimentären Paradigmas hat bereits unser Verständnis der alten Vorstellung vom Fernseh-Inhalt« von Grund auf verändert. Wir fangen gerade erst an zu begreifen, wie es unser Verständnis von der Rezeption sowie die Auffassung des »Lesens« und des bloßen Reagierens verändern könnte. Anfänge und Endpunkte sind in der Kommunikationsforschung schon häufig verkündet worden, deshalb sollten wir vorsichtig sein. Doch scheint es Grund zu der Annahme zu geben, dass sich vielleicht eine neue und spannende Phase in der Rezeptionsforschung anbietet. An jedem Ende der Kommunikationskette verspricht die Anwendung des semiotischen Paradigmas, den zähen Behaviorismus aufzulösen, der der Massenkommunikationsforschung so beharrlich anhängt, insbesondere bei der Analyse des Inhalts. Obwohl wir wissen, dass das Fernsehprogramm keine Verhaltensprogrammierung darstellt, etwa dem leichten Schlag auf die Kniescheibe vergleichbar, scheint es der traditionellen Forschung fast unmöglich zu sein, den Kommunikationsprozess so zu erfassen, ohne in die eine oder andere Spielart des Behaviorismus zu verfallen. Spätestens seit Gerbners Untersuchungen wissen wir, dass Repräsentationen von Gewalt auf dem Fernsehbildschirm »nicht Gewalt selbst sind, sondern Nachrichten über Gewalt« (Gerbner et al. 1970): Doch haben wir daran

festgehalten, das Thema Gewalt so zu untersuchen, als ob wir unfähig seien, diese epistemologische Unterscheidung zu begreifen.

Das televisuelle Zeichen ist komplex. Es besteht aus der Kombination zweier Diskurs-Typen, dem visuellen und dem auditiven. Darüber hinaus ist es Peirces Terminologie zufolge ein ikonisches Zeichen, weil »es einige der Eigenschaften der Sache, die es repräsentiert, besitzt«. (Peirce 1931–58) Dieser Punkt hat zu erheblichen Verwirrungen geführt und den Anlass zu heftigen Kontroversen bei der Analyse visueller Sprache geschaffen. Da der visuelle Diskurs eine drei-dimensionale Welt auf eine zweidimensionale Ebene überträgt, kann er selbstverständlich nicht der Referent oder das Konzept sein, das er bezeichnet. Der Hund im Film kann bellen, aber er kann nicht beißen! Wirklichkeit existiert außerhalb von Sprache, doch wird sie kontinuierlich durch Sprache vermittelt: Und was wir wissen und aussprechen können, muss im Rahmen und mittels von Diskursen produziert werden. Diskursives »Wissen« ist nicht das Produkt der unmittelbaren Erscheinung des »Realen« in der Sprache sondern das der Artikulation von Sprache zu realen Verhältnissen und Bedingungen. Somit gibt es keinen Diskurs ohne das Funktionieren eines Codes. Mithin sind auch ikonische Zeichen kodierte Zeichen – selbst wenn die Codes hier anderes funktionieren als die anderer Zeichen. In der Sprache gibt es keinen Nullpunkt. Naturalismus und »Realismus« – die scheinbar getreue Abbildung eines Gegenstandes oder Konzepts, das repräsentiert wird – sind das Ergebnis bzw. der Effekt, einer spezifischen Äußerung der Sprache zu etwas »Wirklichem«. Sie sind das Ergebnis einer diskursiven Praxis.

Natürlich können bestimmte Codes in einer bestimmten Sprache, Gemeinschaft oder Kultur so weit verbreitet sein und in einem so jungen Alter erlernt werden, dass sie nicht als konstruiert erscheinen mögen – sondern als »naturegegeben«. In diesem Sinne erscheinen einfache visuelle Zeichen, als hätten sie eine »Quasi-Universalität« erworben: Obwohl alles darauf hinweist, dass selbst augenscheinlich »natürliche« visuelle Codes kulturspezifisch sind. Dies bedeutet jedoch nicht, dass keine Codes dazwischenschaltet sind, sondern vielmehr, dass die Codes gründlich naturalisiert worden sind. Das Wirken naturalisierter Codes offenbart nicht die Transparenz und »Natürlichkeit« der Sprache, sondern die Tiefe, den Gewöhnungsgrad und die Quasi-Universalität der angewandten Codes. Sie garantieren offensichtlich eine »natürliche« Wahrnehmung. Dies hat den (ideologischen) Effekt, dass die tatsächlichen Kodierungspraktiken im Verborgenen bleiben. Doch sollten wir uns von Äußerlichkeiten nicht täuschen lassen. Naturalisierte Codes zeigen den Grad der Gewöhnung auf, der aus einer grundlegenden Ausrichtung und Reziprozität heraus entsteht – eine erreichte Äquivalenz – zwischen einer kodierenden und dekodierenden Seite eines

Austausches von Bedeutungen. Die Wirkweisen der Codes auf der Dekodierungsseite werden häufig den Status naturalisierter Perzeptionen annehmen. Dies führt etwa zu der Annahme, dass das visuelle Zeichen für »Kuh« tatsächlich das Tier Kuh ist (anstatt es bloß zu repräsentieren). Doch wenn wir an die visuelle Darstellung einer Kuh in einem Handbuch über Tierhaltung denken – und darüber hinaus noch an das linguistische Zeichen »Kuh« – wird deutlich, dass beide, in verschiedener Hinsicht, bezüglich der Konzeption eines arbiträren Zeichen – sei es visuell oder verbal – mit dem Konzept eines Referenten ist kein Produkt der Natur sondern eines der Konvention; und der Konventionalismus von Diskursen wiederum erfordert die Intervention und Unterstützung von Codes. Folglich argumentierte bereits Eco, dass ikonische Zeichen »wie Objekte der realen Welt aussehen, weil sie die Bedingungen (d. h. die Codes) der Wahrnehmung im Betrachter reproduzieren.«³ Diese »Wahrnehmungsbedingungen« allerdings sind das Ergebnis komplex kodierter, wenngleich nahezu unbewusster Operationen – den Dekodierungen. Dies gilt gleichermaßen für die fotografische oder televisuelle Abbildung wie auch für jedes andere Zeichen. Ikonische Zeichen sind jedoch in besonderer Weise dafür prädestiniert als natürlich »gelesen« zu werden, da zum einen visuelle Wahrnehmungskodes weit verbreitet sind, zum anderen dieser Zeichentyp weniger willkürlich ist als ein linguistisches Zeichen. Das linguistische Zeichen für »Kuh« besitzt keine der Eigenschaften der Sache, die es darstellt, wohingegen das visuelle Zeichen wenigstens den Anschein hat, einige dieser Eigenschaften zu besitzen.

Dies kann uns dabei behilflich sein, eine Verwirrung im Rahmen der zeitgenössischen linguistischen Theorie zu beseitigen und die Verwendung einiger wesentlicher Termini in diesem Artikel präzise zu definieren. In der Linguistik wird häufig zwischen den Ausdrücken »Denotation« und »Konnotation« unterschieden. Der Begriff »Denotation« wird weitgehend mit der wörtlichen Bedeutung eines Zeichens gleichgesetzt, weil diese wörtliche Bedeutung nahezu universell wiedererkannt wird, besonders wenn ein visueller Diskurs angewendet wird; »Denotation« wird oft mit der wörtlichen Transkription von »Wirklichkeit« in Sprache verwechselt – und somit mit einem »natürlichen Zeichen«, das ohne die Interventionen eines Codes entstanden ist. »Konnotation« wird dann benutzt, um sich einfach auf weniger festgelegte und deshalb konventionalisiertere veränderbare und assoziative Bedeutungen zu beziehen, die von Fall zu Fall deutlich variieren und folglich von der Intervention von Codes abhängig sein müssen.

Wir gebrauchen die Unterscheidung – Denotation/Konnotation – nicht in dieser Weise. Von unserem Standpunkt aus betrachtet ist die Unterscheidung einzig und allein eine analytische. Im Rahmen einer Analyse kann es äußerst sinnvoll sein, sich einer Daumenregel zu bedienen, die es erlaubt,

zwischen jenen Aspekten eines Zeichens, die in jeder Sprachgemeinschaft zu jedem Zeitpunkt als ihre »wörtliche« Bedeutung (Denotation) wahrgenommen werden und den eher assoziativen Bedeutungen für das Zeichen zu unterscheiden, die es selbst erzeugen kann (Konnotation). Doch dürfen wir Unterscheidungen auf der analytischen Ebene keinesfalls mit Unterscheidungen in der wirklichen Welt verwechseln werden. Es wird nur sehr wenige Fälle geben, in denen im Diskurs organisierte Zeichen lediglich ihre »wörtliche« Bedeutung (d. h. ihre nahezu universell konsensualisierte) Bedeutung bezeichnen. Im Rahmen eines tatsächlichen Diskurses werden die meisten Zeichen ihre denotativen und konnotativen Aspekte miteinander vereinen (wie oben definiert). Allerdings stellt sich hier die berechtigte Frage, warum dann überhaupt diese Unterscheidung aufrechterhalten wird. Es geht dabei weitestgehend um den analytischen Nutzen. Wir halten an dieser Unterscheidung fest, weil Zeichen scheinbar ihren vollen ideologischen Wert auf der Ebene ihrer »assoziativen« Bedeutungen (d. h. auf der konnotativen Ebene) erwerben – denn hier werden »Bedeutungen« nicht in der natürlichen Wahrnehmung festgelegt (d. h. sie sind nicht vollkommen naturalisiert worden), und ihr Bedeutungs- und Assoziationsfluss kann umfassender ausgeschöpft und umgewandelt werden.⁴ So verändern und transformieren situationsbedingte Ideologien das Zeichen auf der konnotativen Ebene. Auf dieser Ebene lässt sich der aktive Teil von Ideologien im und am Diskurs beobachten: Hier ist das Zeichen offen für neue Akzentuierungen und tritt Volosinov zufolge, vollständig in den Kampf um Bedeutungen ein – den Klassenkampf in der Sprache. (Volosinov 1975) Dies heißt jedoch nicht, dass die denotative oder »wörtliche« Bedeutung außerhalb von Ideologie steht. Tatsächlich könnte man sagen, dass ihr ideologischer Wert aufs genaueste festgelegt ist – weil er so vollkommen universal und »natürlich« geworden ist. Die Ausdrücke »Denotation« und »Konnotation« sind somit eher sinnvolle analytische Werkzeuge um in bestimmten Kontexten Unterschiede herausarbeiten zu können, und zwar nicht zwischen dem Vorhandensein bzw. Fehlen von Ideologie in der Sprache, sondern vielmehr zwischen den diversen Ebenen, auf denen sich Ideologien und Diskurse überschneiden.⁵

Die konnotative Ebene des visuellen Zeichens, von seiner kontextuellen Referenz und Positionierung in verschiedenen diskursiven Bedeutungs- und Assoziationsfeldern, bezeichnet den Punkt, an dem sich bereits kodierte Zeichen mit den tiefen semantischen Codes einer Kultur kreuzen und zusätzliche, aktivere ideologische Dimensionen annehmen. An dieser Stelle ließe sich ein Beispiel aus der Werbung anführen. Auch hier gibt es keine »rein denotative« und schon gar keine »natürliche« Repräsentation. Jedes visuelle Zeichen in der Werbung konnotiert eine Eigenschaft, eine Situa-

tion, einen Wert oder eine Schlussfolgerung, die, abhängig von der konnotierenden Stellung, als Implikation oder implizierter Sinn gegenwärtig ist. In dem Beispiel, das Barthes gibt, bezeichnet der Pullover immer ein »warmes Kleidungsstück« (Denotation) und somit die Aktivität bzw. den Wert des »Warmhaltens«. Doch auf seiner eher konnotativen Ebene bezeichnet es möglicherweise auch »das Herannahen des Winters« oder »einen kalten Tag«. Und in den spezialisierten Subkodierungen der Modewelt kann der Pullover zudem eine modische Variante der haute couture konnotieren oder aber einen legeren Kleidungsstil. Doch vor dem richtigen visuellen Hintergrund und durch den romantischen Subkode in Szene gesetzt, mag er einen »ausgedehnten Herbstspaziergang in den Wäldern« (Barthes 1979) suggerieren. Kodes dieser Ordnung gehen Beziehungen für das Zeichnen mit dem weiteren Universum der Ideologien in einer Gesellschaft ein. Diese Kodes stellen die Mittel dar, vermöge deren Macht und Ideologie in bestimmten Diskursen zum Tragen gebracht werden. Sie führen die Zeichen auf die »Landkarten der Bedeutungen« zurück, in die jede Kultur eingeordnet wird; und solchen »Landkarten der sozialen Wirklichkeit« ist die gesamte Bandbreite sozialer Bedeutungen, Praktiken und Bräuche, von Herrschaft und Interesse »eineschrieben«. Wie Barthes bereits anmerkte, stehen die konnotativen Ebenen der Signifikanten in enger Kommunikation mit der Kultur, dem Wissen und der Geschichte, und durch sie erhält die Umwelt Einzug in das linguistische und semantische System. Sie sind, wenn man so will, Bruchstücke der Ideologie. (Barthes 1979)

Die so genannte denotative Ebene des televisuellen Zeichens wird von bestimmten, äußerst komplexen (jedoch eingeschränkten oder »geschlossenen«) Kodes fixiert. Seine konnotative Ebene hingegen, obwohl auch begrenzt, ist offener, aktiveren Umwandlungsprozessen unterworfen, die seine polysemen Werte ausschöpfen. Jedes dieser bereits so konstituierten Zeichen lässt sich potentiell in mehr als eine konnotative Konfiguration transformieren. Polysemie darf jedoch keinesfalls mit Pluralismus verwechselt werden. Konnotative Kodes sind untereinander nicht gleichrangig. Jede Gesellschaft bzw. Kultur neigt mit variierenden Graden der Geschlossenheit dazu, ihre jeweiligen Klassifizierungen der gesellschaftlichen, kulturellen und politischen Welt durchzusetzen. Diese bilden eine dominante kulturelle Ordnung, die allerdings weder einhellig akzeptiert noch unumstritten ist. Diese Frage nach der »Struktur des dominanten Diskurses« stellt den entscheidenden Punkt dar. Die unterschiedlichen Bereiche des gesellschaftlichen Lebens erscheinen als in diskursive Gebiete aufgeteilt, als hierarchisch in dominierende oder bevorzugte Bedeutungen organisiert. Neue, problematische oder irritierende Ereignisse, die unsere Erwartungen durchbrechen und unseren »Common-Sense«-Konstruktionen, unserem all-

gemeinen Selbstverständnis sozialer Strukturen zuwiderlaufen, müssen ihren diskursiven Bereichen erst zugeordnet werden, bevor sie »einleuchten«. Die gebräuchlichste Art und Weise ihrer Verortung besteht darin, das Neue dem einen oder anderen Gebiet der bereits existierenden »Landkarten« problematischer gesellschaftlicher Wirklichkeit zuzuordnen. Wir sprechen von »dominant«, nicht »determiniert«, weil es immer möglich ist, ein Ereignis mittels mehr als einer »Markierung« zu ordnen, zu klassifizieren, zuzuschreiben und zu dekodieren. Aber wir sprechen von »dominant«, weil es ein Muster »bevorzugter Lesarten« gibt; und diesen ist die institutionelle, politische und ideologische Ordnung eingeschrieben, und sie sind selbst schon institutionalisiert worden.⁶ Die Bereiche der »bevorzugten Bedeutungen« bergen die gesamte soziale Ordnung in Form von Bedeutungen, Praktiken und Überzeugungen in sich: Das Alltagswissen über gesellschaftliche Strukturen, darüber, »wie die Dinge für alle praktischen Belange innerhalb dieser Kultur« funktionieren, die Rangordnung von Macht und Interesse sowie die Strukturen der Legitimation, der Einschränkungen und Sanktionen. Um ein »Missverständnis« auf der konnotativen Ebene aufklären zu können, müssen wir uns daher mittels des Kodes auf die Ordnung des gesellschaftlichen Lebens beziehen, auf die ökonomische und politische Macht und auf die Ideologie. Da diese Markierungen darüber hinaus »dominanz-strukturiert«, jedoch nicht geschlossenen sind, besteht der kommunikative Prozess nicht aus der problemlosen Zuordnung jedes visuellen Punktes zu seiner gegebenen Position innerhalb eines abgesprochenen Kodes, sondern aus performativen Regeln – Regeln der Kompetenz und des Gebrauchs, der angewandten Logiken – die aktiv einen semantischen Bereich vor einem anderen durchzusetzen oder zu bevorzugen suchen und Punkte in ihren entsprechenden Bedeutungsrahmen einzubeziehen oder aus ihm herauszunehmen und umzuordnen. In der formalen Semiotik ist diese Praxis des interpretativen Vorgehens allzu oft vernachlässigt worden, obwohl gerade dies die realen Beziehungen der Sendepraktiken im Fernsehen konstituiert.

Wenn von dominanten Bedeutungen die Rede ist, so handelt es sich nicht etwa um einen einseitigen Prozess, der über die Art und Weise bestimmt, in der sämtliche Ereignisse bezeichnet werden. Vielmehr besteht er aus der »Arbeit«, die erforderlich ist, um die Dekodierung des Ereignisses im Rahmen der dominanten Definitionen, gemäß deren es konnotativ bezeichnet worden ist, durchzusetzen, plausibel erscheinen zu lassen und zu legitimieren. Terni merkt dazu an:

»Mit dem Wort lesen meinen wir nicht nur die Fähigkeit, eine gewisse Anzahl von Zeichen zu identifizieren und dekodieren zu können, sondern auch die

subjektive Fähigkeit, sie in schöpferische Beziehung zwischen sich und anderen Zeichen zu setzen: eine Fähigkeit, die an sich eine Bedingung für ein vollständiges Bewusstsein der eigenen Umwelt ist. « (Terni 1973).

Hier stellt sich für uns ein gewisses Unbehagen angesichts des Ausdrucks »subjektive Fähigkeit« ein – als sei der Referent eines Fernsehbeitrags ein objektiver Fakt und die interpretative Ebene eine individualisierte und private Angelegenheit. Das genaue Gegenteil scheint der Fall zu sein. Die televisuelle Praxis übernimmt die »objektive« (d.h. systemische) Verantwortung genau für die Beziehungen, die ungleiche Zeichen in jedem diskursiven Moment miteinander eingehen, und arrangiert somit fortwährend neu, steckt ab und schreibt vor, wie diese Elemente im Sinne des »Bewusstseins der eigenen Umwelt« angeordnet werden.

Dies bringt uns zur Problematik der Missverständnisse. Fernsehproduzenten merken, dass ihre Nachricht »nicht rüberkommt«, sind in der Regel dann bemüht, die Unebenheiten in der Kommunikationskette zu glätten, um so die »Effektivität« ihrer Kommunikation zu gewährleisten. Ein Großteil der Forschung mit dem Anspruch der Objektivität verschreibt sich diesem administrativen Ziel, indem sie untersucht, wie viel das Publikum von einer Nachricht erinnert, um anhand der daraus gewonnenen Informationen den Grad der Verständlichkeit zu erhöhen. Zweifellos gibt es Missverständnisse auf der wörtlichen Ebene. Der Fernsehzuschauer kennt die verwendeten Termini nicht, kann der komplexen Logik der Argumentation oder des Kommentars nicht folgen, ist mit der Sprache nicht vertraut, empfindet die Ideen als fremd oder zu schwierig oder fühlt sich von der Darlegung ausgetrickst. Wesentlich häufiger allerdings müssen sich die Sendeanstalten damit auseinandersetzen, dass das Publikum die Nachricht nicht so auffasst, wie sie es beabsichtigten. Was sie im Grunde damit meinen, ist, dass die Fernsehzuschauer nicht innerhalb des »dominanten« oder »bevorzugten« Kodes agieren. Ihr Ideal ist eine »vollkommen transparente Kommunikation«. Doch stattdessen sehen sie sich einer »systematisch zerstörten Kommunikation« gegenüber.⁷

In den vergangenen Jahren sind derartige Diskrepanzen für gewöhnlich mit Bezug auf die »selektive Wahrnehmung« erklärt worden. Dies ist das Hintertürchen, durch das ein rückständiger Pluralismus den Zwängen eines hochgradig strukturierten, asymmetrischen und nicht-äquivalenten Prozesses auszuweichen sucht. Natürlich wird es immer persönliche, individuelle und abweichende Lesarten geben. Doch ist die »selektive Wahrnehmung« fast nie so selektiv, willkürlich oder privatisiert, wie es der Begriff suggeriert. Die Schemata weisen, über individuelle Abweichungen hinweg, entscheidende Ballungen auf. Jeder neue Ansatz zur Untersuchung des Rezep-

tionsverhaltens von Zuschauern wird deshalb mit einer Kritik der Theorie der selektiven Wahrnehmung beginnen müssen.

Da es, wie bereits dargelegt, keine zwangsläufige Korrespondenz zwischen Kodieren und Dekodieren gibt, kann ersteres zwar eine »bevorzugte« Lesart anstreben, den Dekodierungsprozess jedoch nicht vorschreiben oder gewährleisten, denn dieser unterliegt eigenen Bedingungen. Vorausgesetzt, dass beide Prozesse nicht völlig atypisch sind, bewirkt der Kodierungsvorgang, dass einige der Grenzen und Parameter, in deren Rahmen die Dekodierung abläuft, bereits (vor-)konstruiert werden. Wenn es keine Beschränkungen gäbe, könnten die Zuschauer alles, was sie wollten, in die Nachricht hineinlesen. Ohne Zweifel gibt es auch komplette Missverständnisse dieser Art. Doch im Großen und Ganzen muss wenigstens ein gewisser Grad an Reziprozität zwischen kodierenden und dekodierenden Elementen vorhanden sein, denn sonst könnte von einem effektiven kommunikativen Austausch nicht die Rede sein. Diese »Korrespondenz« ist allerdings nicht von vornherein gegeben, sondern wird konstruiert. Sie ist nicht »natürlich«, sondern das Ergebnis einer Artikulation zwischen zwei verschiedenen Elementen. Und der Kodierungsvorgang kann nicht festlegen, welche Dekodierungen zur Anwendung kommen. Ansonsten bildete Kommunikation einen perfekt geschlossenen Kreis und jede Nachricht wäre ein Moment »vollkommen transparenter Kommunikation«. Stattdessen ist von variierenden Arten der Kombination von Kodierungs- und Dekodierungsvorgängen auszugehen. Um dies näher auszuführen, soll hier eine hypothetische Analyse einiger möglicher Positionen auf der dekodierenden Ebene angeboten werden, um der Tatsache, dass es »keine notwendige Korrespondenz« gibt, Nachdruck zu verleihen.⁸

Es lassen sich drei hypothetische Positionen bestimmen, von denen ausgehend die Dekodierungen eines televisuellen Diskurses konstruiert werden können. Diese müssen empirisch nachgewiesen und elaboriert werden. Doch die Behauptung, dass sich Dekodierungen nicht zwangsläufig aus den Kodierungen ergeben müssen, dass sie nicht identisch sind, festigt die Annahme, dass »keine notwendige Korrespondenz« vorliegt. Darüber hinaus trägt sie dazu bei, die allgemein übliche Vorstellung von »Missverständnissen« im Sinne einer Theorie der »systematisch zerstörten Kommunikation« zu dekonstruieren.

Die erste hypothetische Position ist der dominant-hegemoniale Ansatz. Wenn Zuschauer die konnotierte Bedeutung der Fernsehnachrichten oder einer tagespolitischen Sendung voll und ganz übernimmt und die Nachricht im Sinne des Referenzkodes, in dessen Rahmen sie kodiert wurde, dekodiert, kann gesagt werden, dass der Zuschauer innerhalb des dominanten Kodes agiert. Dies wäre der idealtypische Fall der »vollkommen trans-

parenten Kommunikation« – bzw. man ist ihm immerhin so nah wie möglich gekommen. Innerhalb dieser Konstellation lassen sich die Positionen, die durch die Anwendung des professionellen Kodes entstehen, unterscheiden. Das ist die Position (durch die Anwendung dessen entstanden, was als identifizierbarer »Metakode« bezeichnet werden könnte), die die Sendeanstalten gleichfalls einnehmen, wenn sie eine Nachricht kodieren, die bereits in hegemonialer Weise bezeichnet worden ist. Der professionelle Kode erweist sich dahingehend als »relativ unabhängig« vom dominanten Kode, als dass er Kriterien und Transformationsprozesse ganz eigener Machart anwendet, insbesondere technisch-praktische. Allerdings operiert der professionelle Kode innerhalb der »Hegemonie« des dominanten Kodes. Er dient sogar dazu, die dominanten Definitionen eben dadurch zu reproduzieren, dass er deren hegemoniale Eigenschaft ausklammert und stattdessen mittels ersetzender professioneller Kodierungen operiert, die soch scheinbar neutral-technische Belange wie visuelle Qualität, Nachrichten- und Präsentationswert, Bildschirmtauglichkeit etc. in den Vordergrund rücken. Die hegemonialen Interpretationen der Nordirlandpolitik oder des chilenischen Staatstreiches etwa werden prinzipiell von politischen oder militärischen Eliten vorgegeben: die entscheidende Auswahl der Präsentationsmöglichkeiten und -formate, die Selektion des Personals, die Auswahl der Bilder, die Inszenierung von Debatten – all dies wird mit Hilfe des professionellen Kodes festgelegt und miteinander in Beziehung gesetzt. Wie Rundfunkmitarbeiter sowohl mit »relativ autonomen«, eigenständigen Kodes arbeiten, gleichermaßen aber auch in der Lage sind (nicht gänzlich widerspruchsfrei), die hegemoniale Bedeutung von Ereignissen zu reproduzieren, ist ein äußerst komplexer Gegenstand, auf den wir an dieser Stelle nicht weiter eingehen können. Es soll genügen, darauf hinzuweisen, dass der Berufsstand mit den bestimmenden Eliten nicht nur aufgrund der institutionellen Stellung der Sender selbst als einem »ideologischen Apparat«⁹ verbunden sind, sondern auch durch die Struktur des Zugriffs. Man kann sogar soweit gehen zu behaupten, dass die professionellen Kodes ganz besonders dazu beitragen, hegemoniale Definitionen zu reproduzieren, gerade weil sie ihre Operationen nicht offen entlang einer dominanten Linie ausrichten: Somit findet die ideologische Reproduktion hier eher versehentlich, unbewusst, gewissermaßen »hinter dem Rücken der Leute« statt.¹⁰ Konflikte, Widersprüche oder sogar Missverständnisse entstehen regelmäßig zwischen den dominanten und den professionellen Bezeichnungen und ihren bezeichneten Instanzen.

Der zweite Ansatz, den wir hier betrachten wollen, ist der des ausgehandelten Kodes oder der ausgehandelten Position. Die Mehrheit des Publikums hat wahrscheinlich ein angemessenes Verständnis dafür, was domi-

nant festgelegt und professionell bezeichnet wurde. Die dominanten Definitionen allerdings sind eben deshalb hegemonial, weil sie Definitionen von Situationen und Ereignissen widerspiegeln, die wiederum selbst beherrschend sind (global). Dominante Definitionen verbinden Ereignisse, implizit oder explizit, mit großartigen Totalisierungen, mit den syntagmatischen »Blicken-auf-die-Welt«. Sie betrachten Probleme »im großen Rahmen«. Sie setzen Ereignisse mit dem »nationalen Interesse« oder mit der Geopolitik in Beziehung, selbst wenn sie dabei mit gekürzten, invertierten oder mystifizierenden Formen der Darstellung arbeiten. Die Definition der hegemonialen Perspektive besteht zum einen darin, dass sie im Rahmen ihrer Terminologie den mentalen Horizont, das Universum möglicher Bedeutungen eines gesamten Sektors von Beziehungen in einer Gesellschaft oder Kultur festlegt und zum anderen den Stempel der Legitimität trägt – sie scheint deckungsgleich mit allem, was als »natürlich«, »unvermeidlich« bzw. »unselbstverständlich« für das soziale Gefüge aufgefasst wird, gleichgeschaltet zu sein. Das Dekodieren im Rahmen der ausgehandelten Version birgt eine Mischung aus adaptiven und oppositionellen Elementen: Es erkennt die Legitimität der hegemonialen Definitionen an, um die ausschlaggebenden Bezeichnungen vorzunehmen (abstrakt), während es auf einer begrenzten, situationsbedingten Ebene (situiert) seine eigenen Grundregeln aufstellt – es operiert mit den Ausnahmen zur Regel. Es bringt die privilegierte Stellung mit den dominanten Definitionen des Ereignisses in Einklang, während es sich gleichzeitig das Recht einer eher ausgehandelten Anwendung gemäß der »lokalen Bedingungen« seiner eher korporativen Positionen vorbehält. Die ausgehandelte Version der dominanten Ideologie ist somit von Widersprüchen durchzogen, obwohl diese wiederum nur gelegentlich sichtbar gemacht werden können. Ausgehandelte Kodes funktionieren auf der Basis besonderer bzw. situierter Logiken: Und diese Logiken wiederum werden durch ihr unterschiedliches und ungleiches Verhältnis zu den Diskursen und zu Logiken der Macht aufrechterhalten. Ein einfaches Beispiel für einen auf Aushandlung beruhenden Kode ließe sich anhand der Reaktion eines Arbeiters auf das Konzept eines Gesetzes illustrieren, das das Streikrecht bzw. den Verhandlungsspielraum bei drohenden Lohnstopps einschränkt. Auf der Ebene der Wirtschaftsdiskussion im »nationalen Interesse« kann der Dekodierende die hegemoniale Definition für sich annehmen, indem er darin übereinstimmt, dass »wir alle den Gürtel enger schnallen müssen, um die Inflation zu bekämpfen«. Dies allerdings mag wenig oder gar nicht mit seiner Bereitschaft konfliktieren, für bessere Löhne und Arbeitsbedingungen zu streiken oder gegen das entsprechende Gesetz im Unternehmen oder in der Gewerkschaft zu opponieren. Es steht zu vermuten, dass der weitaus größte Anteil von »Missverständnissen« aus den

Widersprüchen und Trennungen zwischen hegemonial-dominanten Kodierungen und ausgehandelten korporativen Dekodierungen entsteht. Es sind genau diese »Mesalliancen« zwischen beiden Ebenen, die sowohl die tonangebenden Eliten als auch die Medienprofis dazu veranlassen, von »gescheiterter Kommunikation« zu sprechen.

Schließlich ist es einem Zuschauer durchaus möglich, sowohl die von einem Diskurs vorgegebene wörtliche als auch konnotative Flexion zu verstehen, die Nachricht aber dennoch in einer von Grund auf völlig gegensätzlichen Weise zu dekodieren. Er/sie enttotalisiert die Nachricht mittels des bevorzugten Kodes, um sie daraufhin innerhalb eines alternativen Bezugsrahmens zu re-totalisieren. Dies trifft etwa im Falle des Zuschauers zu, der eine Debatte über die Notwendigkeit von Lohnkürzungen verfolgt, aber jeden Hinweis auf das »nationale Interesse« als »Klasseninteresse« interpretiert. Er/sie bedient sich eines oppositionellen Kodes. Einer der wesentlichsten politischen Momente (sie fallen übrigens aus offensichtlichen Gründen mit den Krisensituationen innerhalb der Sendeanstalten selbst zusammen) wird von dem Punkt markiert, an dem Ereignissen, die normalerweise in ausgehandelter Form bezeichnet und dekodiert werden, eine oppositionelle Lesart zugeschrieben wird. An dieser Stelle haben wir es mit der »Politik des Bezeichnens«, dem Kampf im Diskurs zu tun.

Aus dem Englischen von Bettina Suppelt

Anmerkungen

- ¹ Wir danken dem Verlag zu Klampen, der uns diesen Beitrag für die Veröffentlichung zur Verfügung gestellt hat (siehe Drucknachweis im Anhang des vorl. Bandes).
- ² Zu einer Begriffserklärung und einem Kommentar der methodologischen Implikationen von Marx' Argument, vgl. Hall (1974).
- ³ Umberto Eco, »Articulation of the cinematic code«, in *Cinematics*, No.1.
- ⁴ Vgl. dazu das Argument in Hall (1972b).
- ⁵ Für eine vergleichbare Klärung, vgl. Marina Camargo Heck, »Ideological dimensions of media messages«, in Hall et al. (1980), 122-127.
- ⁶ Für eine weiterführende Abhandlung »bevorzugter Lesarten«, vgl. Alan O'Shea, »Preferred reading« (unveröffentl. MS., CCCS, University of Birmingham).
- ⁷ Der Ausdruck geht auf Jürgen Habermas zurück, in: Ditzel (1979). Hier wird er in einem anderen Sinne gebraucht.
- ⁸ Für eine soziologische Formulierung, die vergleichbar mit den hier beschriebenen Positionen ist, vgl. Parkin (1971).
- ⁹ Vgl. Louis Althusser (1977).
- ¹⁰ Diese Argumente wurden in zwei Vorträgen ausgearbeitet, vgl. Hall (1972b, 1976).

Reflektionen über das Kodieren/Dekodieren-Modell Ein Interview mit Stuart Hall¹

SI: *Wir würden gerne ganz allgemein anfangen und über den »Kodieren/Dekodieren«-Text und seinen Entstehungskontext sprechen. Kannst du ein wenig über den theoretischen, politischen und kulturellen Kontext erzählen und dabei erläutern, wie er die Gewichtung und Zielsetzung des Modells beeinflusste?*

Stuart Hall: Nun, ich glaube der Text hat eine Reihe von verschiedenen Kontexten, die man benennen sollte. Der erste ist ein methodischer/theoretischer, weil das Referat auf einem vom Centre for Mass Communications Research an der University of Leicester organisierten Symposium gehalten wurde. Das Centre for Mass Communications Research war ein traditionelles Zentrum, das traditionelle empirische, positivistische Modelle der Inhaltsanalyse, der Rezeptions- und Wirkungsästhetik etc. verwendete. Deshalb hat das Referat, selbst wenn man es gar nicht sofort bemerkt, eine etwas polemische Ausrichtung. Es richtet sich gegen einige dieser Positionen und ist deshalb gegen eine bestimmte Vorstellung von Inhalt als vorgeformter und feststehender Bedeutung ausgerichtet, die dann als Übertragung von Sender zu Empfänger analysiert werden könnte. Es richtet sich gegen die Unilinearität dieses Modells, gegen die Vorstellung einer Bewegung, die nur eine Richtung kennt: Der Sender fabriziert die Botschaft, die Botschaft selbst ist ziemlich eindimensional, und der Empfänger empfängt sie. Ich hoffe, euch fällt auf, dass dieses Modell impliziert, jede Kommunikation sei eine gelungene Kommunikation. Die einzige mögliche Störung wäre, dass der Empfänger nicht in der Lage ist, die Botschaft zu verstehen, die er oder sie verstehen soll. Aber wenn er oder sie intelligent und aufmerksam genug ist, dann gibt es offensichtlich keine Probleme mit der Bedeutung: Die Bedeutung ist vollkommen transparent, sie ist eine Botschaft, die der Empfänger entweder versteht oder nicht. Da der Absender will, dass seine Botschaft ankommt, will er oder sie wissen, was für Blockaden die perfekte Bedeutungstransmission verhindern können.

Mein früher »Kodieren/Dekodieren«-Aufsatz sollte also zu einem Teil mit dieser transparenten Vorstellung von Kommunikation brechen und verdeutlichen: »Die Herstellung der Botschaft ist eine Aktivität, die nicht ganz so transparent abläuft.« Die Botschaft ist eine komplexe Bedeutungsstruktur, die nicht so einfach ist, wie ihr glaubt. Rezeption ist nicht die offene,